

Jenseits der Konfessionen

Philipp Melanchthon versuchte, sich in das katholische Gegenüber hineinzudenken

JOHANNA RAHNER

Melanchthon gilt als der modernste der Reformatoren, wohl weil er, der Humanist, apodiktische Standpunkte vermied, wo er konnte. Gerade deswegen ist er gegenüber den Überlegungen der katholischen Seite der offenere Gesprächspartner, meint Johanna Rahner, Professorin für katholische Dogmatik an der Universität Bamberg.

Einige Tage danach kam der Pfleger mit Herrn Philipp in das Beichthaus. Er sagte vieles über die neue Lehre. Aber als er hörte, dass wir unsere Hoffnung auf die Gnade Gottes und nicht auf die eigenen Werke setzten, sagte er, wir könnten ebenso im Kloster selig werden als in der Welt, wenn wir nur nicht allein auf unsere Gelübde vertrauten. Wir stimmten auf beiden Seiten in allen Punkten überein, nur der Gelübde wegen konnten wir nicht einig werden. Er meinte, sie bänden nicht; man sei nicht schuldig, sie zu halten. Und ich meinte, was man Gott gelobt, sei man mit seiner Hilfe schuldig zu halten. Er war in seiner Rede bescheidener, als ich je einen Lutherischen gehört habe ... Ich hoffe, Gott hat diesen lutherischen Mann gerade zur rechten Zeit hergeführt.“ Das schrieb Caritas Pirckheimer, Äbtissin des Clarissenklosters in Nürnberg.

Die Wege zwischen Wittenberg und Nürnberg waren kurz, und schon 1520 konnte Christoph Scheurl, ein Nürnberger Patrizier, berichten, dass „der Patriziat, die Menge der übrigen Bürger und alle Gelehrten auf der Seite Luthers stehen“. Mag der durchschnittliche Christ der damaligen Zeit zunächst nur geringfügige Veränderungen wahrgenommen haben, so vollzog der Rat der Stadt 1523/24 eine rabiante Kehre: Er verordnete die Aufhebung der Klöster, verbunden mit der Säkularisierung ihrer Güter. Der Clarissenkonvent unter der Leitung der angesehenen Nürnberger Bürgerstochter Pirckheimer hielt nichts von der neuen

Freiheit und davon, deswegen die Klostermauern hinter sich zu lassen. Man könne, so Mutter Caritas, ihnen nicht nachweisen, dass ihre Art, die Nachfolge Christi zu leben, unbiblisch sei. Auch fröne man nicht der Überzeugung, durch das Klosterleben besondere Verdienste vor Gott zu erwerben, sondern habe diese Form der Nachfolge gewählt, weil eben Christus das einzige Verdienst sei. Als das gemeine Volk dieser Verstocktheit durch Gewalt beizukommen versuchte, betrat Philipp Melanchthon die Szene – und stellte sich, ganz gegen die Erwartung des Nürnberger Rates, weitgehend auf die Seite der Ordensfrau.

Klosterleben akzeptiert

Die Formel Melanchthons „Man könne im Kloster wie in der Welt selig sein“ stellt nun keine unverbindliche Konzilianz dar, sondern demonstriert die Anerkennung einer angemessenen, aber auch differenzierten Umsetzung dessen, was er selbst und sein Gegenüber als unaufgebbaren und unaufhebbaren Kern des Evangeliums erkannt und auch gemeinsam verteidigt haben: ein Leben in und aus der Gnade Gottes. Die Akzeptanz der liturgischen wie pastoralen Praxis der anderen kann mitunter weitreichend, ja sogar anstößig sein, solange die Grundfragen des Glaubens in rechter Weise gemeinsam bekannt werden können. In späteren Phasen wird diese Grunddifferenz zwischen dem Kern des Evangeliums und den weniger wichtigen Dingen, dem „Adiaphora“, von Melanchthon konkret weiterentwickelt und begründet. Dieser signifikant irenische Umgang mit den Streitfragen brachte Melanchthon von Luther bekanntlich das süffisante (wie bewundernde) Etikett der „Leisetretere!“ ein: „An Philipps Apologia weiß ich nichts zu bessern noch zu endern, Wurde sich auch nicht schicken, Denn ich so sanfft und leise nicht treten kann.“

Das Augsburger Bekenntnis (CA)

kann als erste in Ton und Inhalt „melanchthonsche“ Standortbestimmung des konfessionellen Streites verstanden werden. Sie lebt von dem, was Melanchthon in den ersten Jahren der Reformation stets gekennzeichnet hatte: eine fundierte Kenntnis der Position des Gegenübers; eine eher auf das Gemeinsame und nicht auf die Differenzen abhebende Darstellung des Eigenen; ein gutes Gespür für die eigentlichen Streitpunkte und seine Fähigkeit, stets heuristisch auf den entscheidenden Kern der Auseinandersetzung hinzuführen. Daher kann die CA einen *magnus consensus*, eine sehr große Übereinstimmung der eigenen Glaubensüberzeugung mit dem Glauben der Altgläubigen festhalten.

So dürfte das berühmte Diktum Melanchthons, dass man sich hinsichtlich des Verständnisses der Rechtfertigungslehre im letzten eigentlich einig sei, nicht als politischer Schachzug, sondern als eigene innere Überzeugung betrachtet werden können.

Von diesen Dingen, in denen der Konsens wichtig und auch feststellbar ist, unterscheidet nun Melanchthon die menschlichen Traditionen in Ritus und Zeremonien, die als legitime Differenz in Gestalt und Gestaltung und in der CA als bleibende Unterschiede bezeichnet werden. Dabei erweist sich der im *magnus consensus* formulierte gemeinsame Glaubensgehalt als nun anzuwendende kriteriologische Größe. Die CA war und ist daher weder ein ausgefeiltes Konvergenzpapier, noch ein dogmatisches Gesamtkonzept reformatorischer Lehre, obgleich sie in der Folge genau dazu gemacht worden ist. Sie unterliegt vielmehr der leitenden Hermeneutik, dass nicht die Evangelischen, sondern viel-

Gottesdienst in der Schlosskirche Wittenberg am Reformationstag 2009. An der Wand der Kirche hängen Bildner von Martin Luther (links) und Philipp Melanchthon.



mehr die Altgläubigen es sind, die von der wahren Lehre und damit von der wahren Kirche abgewichen sind. Der Legitimationsnachweis kann und darf, ja muss an mancher Stelle auf das Notwendigste reduziert sein. Eine vertiefende Auseinandersetzung, die auch die Untiefen des eigenen Ansatzes ausleuchtet und daher stärker auf die Position der anderen einzugehen bereit ist, ist weder angemessen noch opportun, da die Katholizität der Reformation belegt sein will: „Wir haben keine einzige Lehre, die von der Römischen Kirche abweicht.“

Mit dem in Augsburg und noch in der Apologie vertretenen Anspruch, eine Reformbewegung innerhalb der alten Kirche und keine neue Kirche zu sein, ist es auf Dauer nicht getan. Je länger je deutlicher wird Melanchthon klar, dass die Sache der Reformation einer notwendigen Konstituierung, Institutionalisierung und damit auch der Profilierung gegen die „alte“ Kirche bedarf. Die Legitimationskriterien werden zum Unterscheidungskriterium. Das zeigt die Schrift *De ecclesia et de auctoritate verbi Dei* (1539). Die Konsolidierungsphase der evangelischen Kirchentümer hat bereits eingesetzt, und aus dem innersten Anliegen der Reformation selbst heraus formuliert sich die Herausforderung, auch die Strukturfragen „dem Evangelium gemäß“ zu beantworten.

Daneben tritt das vertiefte Bewusstsein der bisher ausgesparten Streitthemen der Reformation, die von sich aus nun auf eine Lösung oder zumindest eine Diskussion hindrängen. Auf Dauer kann kein Konsens in Kernpunkten der theologischen Streitfragen festgestellt werden, ohne dass auf dessen Konsequenzen für die Strukturen der Kirche

Melanchthon ringt um die Grenz- ziehung zwischen der wahren und der falschen Kirche.

reflektiert wird. Gerade weil er sich keine katholische Papstkirche neben seiner eigenen vorstellen konnte, ringt Melanchthon um der Einheit willen um die nun fällige Grenzziehung zwischen der wahren und der falschen Kirche. Wer hier die aktuellen Fragestellungen der Ökumene im Blick hat, ahnt, welche ökumenische Sprengkraft in der Schrift

Lucas Cranach d. J. (1515–1586): „Das Abendmahl“, 1565, Ausschnitt. Statt der Apostel sitzen Martin Luther (links) und Philipp Melanchthon (rechts) am Tisch.

Melanchthons aus dem Jahr 1539 steckt. Später wird zu dieser Skepsis gegenüber der Veränderungsbereitschaft der römischen Kirche die zunehmende Profilierung zu Gunsten einer eigenständigen, weil politisch notwendig gewordenen Verteidigung des Evangeliums auch durch äußere Strukturen treten. Ein konfessionalistisch profiliertes Kirchenverständnis zeichnet sich ab.

Nötige und unnötige Dinge

Das Ende des Schmalkaldischen Kriegs 1546/47 bedeutet für die evangelischen Reichstände nicht nur eine militärische Niederlage; es bringt Melanchthon gerade in Sachen Kirchenverständnis und Kirchenpolitik in eine schwierige Lage. In der Frage des Umgangs mit dem vom Kaiser aufgezwungenen Augsburger Interim – jetzt, wo es „darauf ankommt“, kann es keine Milteldinge, keine Adiaphora geben, so der unversöhnliche Standpunkt des Matthias Flaccius Illyricus. Melanchthon kann hier nur noch *ad hominem* argumentieren: Wenn die Obrigkeiten die Pastoren ersuchen, adiaphorische Riten einzuführen, um damit weitergehenden politischen Forderungen zu entgehen und

den Gemeinden politische Wirren zu ersparen, solle man nachgeben. Denn die Wahrheit des Evangeliums bestehe nicht in Speisen, Kleidung und anderen Äußerlichkeiten, sondern im wahren Glauben, in Gebet und Liebe; diese ginge nicht verloren, wenn richtig gelehrt würde. Darum mache er den Unterschied „zwischen nötigen und unnötigen Dingen“. Ein fortgesetzter Streit um die unnötigen Dinge, die Adiaphora, lenke nur vom eigentlichen Kern der Auseinandersetzungen ab. Eindringlich versucht Melanchthon die Auseinandersetzungen nochmals auf das Eigentliche zu konzentrieren, aber auch er kommt an der Realität einer gespaltenen Kirche nicht mehr vorbei.

In den Antworten, von Philipp Melanchthon auf die unfrommen Artikel der Bayrischen Inquisition verfasst (1558), verfestigt sich schließlich auch bei Melanchthon jene in den Vierzigerjahren deutlich gewordene Tendenz zur Abgrenzung. Je länger je deutlicher haben sich die Fragen nach der Struktur der Kirche auch als Prüfstein der Wahrheitsfrage erwiesen: Geht es nur um die Lehre egal in welchen Strukturen? Oder gibt es Strukturen, die der Wahrheit des Evangeliums widersprechen? Um der

Wahrheit willen sind die neuen Strukturen notwendig. Aber sind sie absolut? Sind diese Einseitigkeiten historisch bedingt oder sind sie prinzipieller Natur? Am Ende verweigert auch Melanchthon eine Konsenssuche um jeden Preis, denn dieser erscheint ihm in der entscheidenden Phase zu hoch. Das positive Identitätsmerkmal wird zum negativen Unterscheidungsmerkmal. Abgrenzung und Ausgrenzung statt Eingrenzung bilden von nun an die Leitgedanken der ekklesiologischen Überlegungen. Der stets um Differenzierung Bemühte muss vor der Wirklichkeit kapitulieren.

Melanchthons grundlegend prägende Bereitschaft zur Wahrnehmung der anderen ist nicht einfach nur durch eine empathische Zurkenntnisnahme gekennzeichnet, sondern auch durch jene Sympathie, die die Wahrheitsvermutung auf Seiten der anderen zunächst voraussetzt. Seine Unterscheidung von Lehre und Adia-phora ist eine notwendige Konsequenz aus jenem gemeinsamen Ringen um die Wahrheit, die es zu finden und zu erhalten gilt. Gerade diese Wahrheit ist es, die ihn zum einen zu schroffen, apologetischen Abgrenzungen zwingt, ihn zugleich aber auch zu einem ausgleichenden Element im Streit der Konfessionen werden lässt. Er ist für die Position der anderen darum offen, weil er selbst weiß, dass diese Lehre auch Abstufungen in ihrer Bedeutung für den authentischen Glauben kennt, dass es so etwas wie eine „Hierarchie der Wahrheiten“ gibt und dass darüber hinaus die Erkenntnis dieser Wahrheit immer wieder auch verdunkelt werden kann. Wie tief reichen die Gemeinsamkeiten, um die Differenzen als tolerierbar und das gemeinsam Bekannte als dadurch nicht beeinträchtigt zu bewerten? Melanchthon konzentriert sich dabei auf das Wesentliche. Freilich ist eines für ihn unaufgebbar: Um diesen Grundkonsens oder die gemeinsame Ableitung aus einem *fundamentum in re* muss zunächst gerungen werden.

Melanchthons Trennung von Adia-phora und Evangelium, von nötigen und unnötigen Dingen, ist die entscheidende heuristische Stütze, um den eigentlichen Streitpunkt konkreter zu bestimmen. Denn auch der Kern des Streites bedarf der kritischen Hinterfra-

gung. Die Übereinstimmung im Verständnis des Evangeliums ist zu unterscheiden von dem von der Kirche aller Zeiten über alle Zeiten hinweg in dekretierten Glaubenssätzen Festgehaltenen.

Bei seiner Formulierung ist freilich jener in Melanchthons *Loci communes* gepflegte Stil einer heuristischen Sprachform zu berücksichtigen. Gegen den definitorischen Charakter scholastischer Sprachspiele, die eher durch Autorität als durch Argument zu überzeugen

*Melanchthon blieb im
Streit sachlich und
versuchte, durch Argumente
zu überzeugen.*

gen versuchen, bringt Melanchthon sie als neue Form theologischer Lehre ein und pflegt so eine sachliche und diskussionsoffenen Methode. Angemessen ist diese Methode, weil ein offenes Ringen um die Wahrheit gerade die Unterschiedenheit von Sprachform und Sache fruchtbar macht. Diese Bedingtheit unserer eigenen theologischen Sprachform ist uns heute vielleicht noch bewusster. Differente Denkformen, Sprachspiele und Begriffsformeln besitzen ihre je eigene Legitimität, weil sie auf je unterschiedliche zeitgeschichtliche Herausforderungen antworten und von daher bestimmt sind und sich legitimieren.

Als Humanist vermeidet Melanchthon apodiktische Standpunkte, denn die Wurzeln, die ihn tragen, gehen tiefer und haben ihre Ausläufer auch jenseits des reformatorischen Gartenzauns. Melanchthon ist daher nicht nur der modernste der Reformatoren; er bleibt wohl auch aus dem Grund, dass er auch eine Basis des theologischen Denkens jenseits reformatorischer Zuspitzungen kennt, gegenüber den Überlegungen der katholischen Seite der offenere Gesprächspartner. Und vor dem Horizont der Frage nach dem Menschen erweist sich manch konfessionelle Antwort mitunter sowieso als partikulär beziehungsweise ergänzungsbedürftig. Sind es nicht gerade jene Fragen jenseits der konfessionellen Konstellationen, auf die beide – von ihrem gemeinsamen Fundament ausgehend – nach Antworten suchen und so in den Wettstreit um die besseren Antworten treten müssten? ◀